



[Nachdruck verboten.]

Hinaus in die Welt.

23]

Roman von D. Elſter.

„Siehſt Du, Milly, ſowhin Du mit all Deinem Idealismus kommſt?“ ſagte Jenny mit leiſem Vorwurf. „Der führt heutzutage in das Elend. Du haſt den größten dummen Streich gemacht, als Du den Grafen Buſſo ſo ſchroff abfertigteſt . . .“

„Jenny?!“

Sie ſtieß Jenny von ſich und ſprang empor. Eine jähe Gluth ſtammte in ihren Wangen empor.

„Du weiſt, Jenny . . .?“

„Ich weiß Alles,“ entgegnete die lächelnd, „hab' ich doch oor einigen Tagen ſchon die Bekanntschaft des Grafen gemacht, ein reizender, liebenswürdiger Gentleman. Er thut mir wahrhaftig leid, der arme Menſch, denn er liebt Dich noch immer und iſt ganz unglücklich, daß er Dich nicht mehr ſehen darf. Milly, darf ich Euch mit einander verſöhnen?“

„Ich danke Dir,“ entgegnete Milly mit kalter Verachtung.

„Ich verkaufe mich nicht . . .“

„Aber Milly — ſei klug, ſei verſtändig . . .“

„Schweig,“ rief Milly entrüſtet. „Ich will nichts mehr hören.“

„Du biſt ein Troſtkopf, Milly. Brauchſt Du denn gleich an das Schlimmſte zu denken? Mach' es mit dem Grafen, wie ich mit dem Doktor Hartung.“

„Und wie machſt Du es?“ fragte Milly ſpöttlich.

„Ich halte ihn ſo lange hin, bis er ſich entſchließt, mich zu heirathen . . .“

„Pfui!“

„Deine Brüderie iſt wirklich ſpaßhaft,“ ſagte Jenny mit gereiztem, empfindlichen Lachen, indem ſie ſich erhob.

Milly wandte ſich achſelzuckend ab.

„Ich ſehe, ich bin hier überflüſſig Adieu, Milly . . .“

„Adieu, Jenny.“

Eine kleine Weile zögerte Jenny noch. Als ſich Milly jedoch nicht nach ihr umwandte und kein einziges einladendes Wort ſprach, lachte die kleine Sängerin ſpöttlich auf und ging, die Thür heftig hinter ſich zuſchlagend, daß Frau Timpe, die Zimmervermiettherin, erſchreckt den Kopf zur Küchenthür herausſtreckte.

„Nanu, Freilein, wat hat et denn dadrinn jegeben?“ fragte ſie in unverfälſchtem Berliner Dialekt.

„Nichts, was Sie angeht,“ entgegnete Jenny proſig.

Frau Timpe, die Wittwe eines kleinen ſtädtiſchen Beamten, grinſte ſpöttlich. „Woll ein kleiner Janz mit meinem Freilein Rührmichnichan dadrinn,“ fuhr ſie fort. „Ja, ja, Freilein, ich hab' immer jeſagt, mit dem Kopp durch die Wand, dat jeht heutzutage nich. Un die will mit'n Kopp durch die Wand. Flooben Sie woll, dat dat Freilein, ſolange ſe bei mir wohnt, eenen einzigen Beſuch empfangen hat. Sie ſind die Erſte, Freilein. So wat is mir mein Lebtag noch nich vor-
kommen.“

„Nun, ich denke, daß von jetzt ab öfter Beſuch kommen wird.“ lachte Jenny.

„Denn bleiben Sie woll noch länger hier?“

„Nein, ich meine Herrenbeſuch . . .“

„Ach, Du mein Gott, dat wäre een wahret Glück vor dat Freilein, dat heiterte ſe doch ein Biſken uff.“

„Wenn ich nicht irre, wird ſogar heute noch ein vornehmer Verwandter Fräulein Sander auffuchen.“

Frau Timpe grinſte wieder und nickte verſtändnißvoll mit dem ſtruppigen Kopfe.

„Wenn der Herr kommt, laſſen Sie ihn nur bei Fräulein Sander eintreten, er iſt ein Beter von ihr.“

„Werd't ſchon beſorgen, Freilein,“ lachte die Alte.

„Dann ſchließen Sie mir die Korridorhür auf . . .“

Langſam ſtieg Jenny die vier Treppen hinunter, indem ſie öfter leiſe und innerlich beluſtigt vor ſich hinlächelte.

Vor dem Hauſe traf ſie einen Herrn, welcher wartend auf und abging und jezt raſch auf ſie zuellte.

„Nun, Fräulein Jenny,“ fragte er haſtig, „will ſie mich ſehen? Will ſie meine Rechtfertigung hören?“

„Ja, Herr Graf,“ entgegnete die Sängerin, und ein leichtes, malitiöſes Lächeln zuckte um ihre Lippen und Augen, „gehen Sie nur hinauf, Milly erwartet Sie . . .“

„Ach, ich bin Ihnen ſehr, ſehr dankbar, Fräulein Jenny!“ rief Graf Buſſo und eilte in das Haus.

„Das habe ich ſchlaue eingefädelt,“ lachte Jenny vor ſich hin. „Nun aber raſch fort, ehe der Sturm losbricht.“

Sie winkte eine Droſchke herbei und fuhr mit ihr davon.

Nachdem Jenny Millly's Zimmer verlaſſen, ſank dieſe auf einen Stuhl an dem Fenſter, legte die Stirn auf die Arme und weinte leiſe vor ſich hin. Sie vermochte ihrer inneren Erregung nicht Herrin zu werden; die Worte Jennys hatten ſie zu ſehr gekränkt und empört; ſie legte ihnen einen häßlicheren Sinn unter, als ſie in der That beſaßen, und ſie verachtete ſich ſelbſt, daß man es wagen konnte, ihr ſolche Worte zu ſagen. Sie fühlte ſich ſo ſchwach, ſo müde und matt, wie noch niemals in den letzten fürchtbaren Monaten. Sie geſtand ſich ein, daß ſie den Kampf nicht lange mehr fortſetzen konnte; ſie mußte entweder untergehen oder ihren Eltern Alles eingefeſen, zurückkehren in das Elternhaus mit gebrochenen Schwingen, entmuthigter Seele und all' die Schmach und den Spott der Menſchen auf ſich nehmen, der ſie nicht verſchonen würde.

Ein verfehltes Leben, ſo küſterte eine Stimme in ihrem Innern, liegt vor Dir. Ein Leben ohne die Sonne der Kunſt, ohne den Sternenglanz der Liebe, ohne den erfrichenden Hauch eines ſich ſelbſt lohnenden Strebens! Muſiklehrerin in einer kleinen Stadt! Alt und vergrämt werden unter dem ſteten Arbeiten um das tägliche Brod — das war ihr Loos — das war ihr Leben!

Langſam erhob ſie ſich. Ueber den Wipfeln des Thiergartens verglomm der Schein der untergehenden Sonne und entſandte einen verlorenen Strahl in das kleine, düſtere Zimmer Millly's,

Ihre Augen folgten diesem Strahl, als bringe er ihr Grüße aus einer fernern, schönen Welt.

Da schreckte sie leicht zusammen und ihr Herz wachte in raschen Schlägen, der Sonnenstrahl flimmerte auf einem kleinen, zierlichen Revolver, mehr einem Spielzeug als einer Waffe ähnlich, welcher auf der Kommode unter dem Spiegel lag. Reinhold Heilborn hatte ihr vor langen Jahren das zierliche Ding geschenkt; sie hatten mit ihm auf dem Forsthaus nach der Scheibe geschossen, und Milly hat Reinhold scherzend, ihr doch den Revolver zu schenken. „Behalte ihn als eine Erinnerung an mich,“ sagte er damals lachend.

Und jetzt flimmerte und zitterte der scheidende Sonnenstrahl auf dem blanken Lauf der kleinen Waffe, und Milly nahm sie in die Hand, und es war ihr, als krächte der Sonnenstrahl Grüße von dem, der ihr einst die Waffe geschenkt. Ober sollte es eine Mahnung sein, ein Ende zu machen? Milly erbehte in dem Gedanken — es stakten noch drei Schüffe in dem Revolver — rasch legte sie die Waffe nieder und verhällte ihr Antlitz mit den Händen. — Da wurde nach einem flüchtigen Klopfen die Thür geöffnet und die Stimme der Frau Timpe sagte: „Hier ist Ihr Herr Vetter, Fräulein . . .“

Neunzehntes Kapitel.

Milly blickte auf und ein Ausruf des Schreckens entschlüpfte ihren Lippen, während ihre Wangen sich mit Todtenblässe bedeckten.

„Herr Graf — Sie — hier?!“

„Verzeihen Sie mir, Milly . . .“

Milly raffte sich auf. „Ich muß bitten, daß Sie sich augenblicklich entfernen!“

„Milly . . .“

Ob Frau Timpe die Aufforderung Millys auf sich bezogen, läßt sich schwer feststellen; Thatsache ist jedoch, daß Frau Timpe eilig verschwand und die Thür hinter sich schloß. Dann aber beugte sie sich zum Schlüffeloch herunter und blieb längere Zeit in dieser, nicht gerade bequemen Stellung.

Graf Busso trat einen Schritt näher an Milly heran und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Fräulein Völkerding sagte mir, daß Sie mich empfangen wollen, Milly, um meine Rechtfertigung zu hören.“

„Dann hat Fräulein Völkerding die Unwahrheit gesagt. Ich bitte nochmals, sich zu entfernen . . .“

Ein schmerzlicher Ausdruck suchte über das Antlitz des Grafen.

„Milly — ich stehe wie ein Verbrecher vor Ihnen — ich demüthige mich vor Ihnen — ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen mit mir und hören Sie mich wenigstens an.“

Der Zauber seiner Persönlichkeit, seiner bittenden, dunklen Augen gewann einen Augenblick die alte Macht über Milly. Sie legte die Hand über die Augen und schweig eine Weile, während ihr Herz in fast hörbaren Schlägen pochte und sich ihre Brust in heftigen Athemzügen hob und senkte.

Dan ließ sie die Hand von den Augen sinken und sprach tiefaufathmend: „Nun gut — was haben Sie mir zu sagen?“

„Vor Allen, Milly, daß ich Sie noch immer liebe . . .“

„Bah . . .“, ein verächtliches Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Bei meiner Ehre, Milly,“ rief Busso erregt und heftig, „ich liebe Sie noch ebenso wahr und leidenschaftlich, wie früher sein, ich liebe Sie noch tiefer, noch fester, noch reiner, Milly, und ich wiederhole Ihnen hier meinen Schwur der Treue, der Liebe . . .“

„Schweigen Sie! Ihre Liebesworte können mich nur noch beleidigen.“

„Nein, nein, Milly — das sollen Sie nicht, beim Himmel, das sollen Sie nicht! Ich habe versucht, Sie zu vergessen, Milly, ich gestehe es offen ein, aber ich konnte nicht vergessen. Je länger ich von Ihnen getrennt war, desto lebhafter, desto schöner und glühender stand Ihr Bild in meiner Seele, desto höher und tiefer wuchs meine Sehnsucht nach Ihnen. Ich kann nicht ohne Sie leben, Milly!“

„Weshalb sagten Sie das Alles nicht, als Ihre Tante Sie nach unserem Verhältniß fragte?“ sagte Milly kalt und stolz. „Jetzt ist es zu spät . . .“

„Nein, nein — nicht zu spät. — Ach — Milly wollten Sie mich doch verstehen. Sie kennen ja meine Verhältnisse, Milly, Sie wissen, daß ich in meiner Armuth stets von dem Reichthum meines Onkels und dann seiner Gattin abhängig war. Ich habe diese Abhängigkeit niemals als Fessel empfunden, ich gestehe es ein, ich freute mich des Reichthums meiner Verwandten, den ich mit ihnen genießen konnte. Ich lebte froh und auch leicht in den Tag hinein, bis ich Sie kennen lernte. Milly, da ward es mir bewußt, in welchen Fesseln ich mich befand! Da versuchte ich diese Fesseln zu brechen, aber Sie kennen nicht die Stärke dieser Fesseln, welche uns mit der Welt, mit den Verhältnissen, in denen wir groß geworden sind, verknüpfen. Ein gewaltfamer Bruch ist kaum möglich — nach und nach lassen sich diese Fesseln lösen — und deshalb, Milly, hat ich um Geheimhaltung unseres Verlobnisses, deshalb suchte ich damals nach einem Ausweg, um den gewaltfamen Bruch zu vermeiden . . .“

„Und vernichteten meine Ehre!“

„Wenn ich es gethan haben sollte, so liegt es in meiner Macht, sie wieder herzustellen, und Sie sehen mich fest entschlossen dazu.“

„So gehen Sie zu Ihrer Tante und zeigen Sie ihr Ihre Verlobung mit mir an.“

„Milly . . .“

„Ah, sehen Sie . . . was es mit Ihren Worten auf sich hat? Worte ohne Inhalt — Versprechen ohne Kraft — gehen Sie, Herr Graf, ich will nichts weiter hören. Meine Worte von vorhin waren nicht ernst gemeint — sie sollten Ihnen nur beweisen, daß ich auf Ihre Versprechungen nichts mehr gebe.“

„Sie wollen es, Milly — so gehe ich denn, Ihren Willen zu erfüllen. Ich werde noch heute unsere Verlobung veröffentlichten . . .“

Er wandte sich zur Thür.

„Herr Graf . . .“

„Ist die Genugthuung, die ich Ihnen biete, noch nicht vollkommen?“ fragte er mit trübem Lächeln. „Sie vernichten freilich mein und auch Ihr Leben, Milly, wenn Sie auf Ihrer Forderung bestehen. Ich bin von dem Augenblick an, wo ich mich von meiner Familie trenne, ein Bettler, ich habe noch keine Stellung in der Welt, im Amt erworben, ich kann meine Laufbahn nicht weiter verfolgen, ich bin ruiniert . . . aber es wird sich ja schon eine andere Stellung finden . . .“

„Genug, Herr Graf — ich sagte Ihnen schon, daß meine Forderung nicht ernsthaft gemeint war . . .“

„Milly — ich danke Ihnen — ja, ja, es giebt einen anderen Ausweg, als diesen, der unser beider Leben vernichtet. Geben Sie mir einige Monate Zeit, ich werde mir dann eine selbständige Stellung erworben haben, dann bin ich frei — dann kehre ich zu Ihnen zurück — dann steht unserem Glücke nichts mehr im Wege.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Momentbilder vom Goldenen Horn.

Von Dr. Erich Freund.

(Schluß.)

Daß Reformen der Türkei dringend Noth thun, darüber ist sich alle Welt, sogar die hiesige offizielle, vollständig einig. Aber da sie eben aller Ecken und Enden Noth thun und Niemand weiß, wo anfangen, so fängt man lieber gar nicht an. Trotzdem metterleuchtet es bisweilen, und irgend ein Faktum belehrt plötzlich die Mitwelt, daß der Geist des Fortschritts mächtig ist auch unter den Türken. In diesen Tagen ist eine wirkliche Prinzessin, Tochter Abd ul Nis, des vorletzten, und Koufine des gegenwärtigen Sultans, von zwei europäisch gebildeten Chirurgen, einem Türken und einem Griechen, regelrecht — operirt worden. Ein Schrei des Erstaunens durchläuft darob Konstantinopel. Das Palais hat hier ein Beispiel gegeben, das einen völligen Bruch mit den orthodoxen Prinzipien der türkischen Frauenhygiene bedeutet. Und nicht genug an dem. Die Krankheit und die Operation der Prinzessin hatten bereits eine ganze Legendenbildung verursacht. Diese zu zerlösen, gab der Sultan Befehl, die ärztliche Darstellung des Falles in allen Zeitungen der Hauptstadt, türkischen wie abendländischen, zu veröffentlichen. Auch dieses Ungehörte geschah, und es giebt jetzt Optimisten, die in der großherlichen Finanzspruchnahme der Journale die „Morgenluft der Pressefreiheit“ wittern.

Wenn eine Nation bei türkischen Reformbestrebungen fördernd eingreifen könnte, so wäre es gegenwärtig die deutsche. Deutschland steht hier jetzt hoch im Kurze und nicht überall in der Welt findet der Deutsche so freundliche Gesichter wie bei den Türken. Geschieht es doch, daß sich die verdächtigen Fremden — und jeder Fremde ist hier verdächtig — auf Schritt und Tritt folgen, tagbuchend und lebenswürdig lächelnd zurückziehen, wenn sie in Erfahrung bringen, daß der Beobachtete ein „Alleman“ ist. Ganz kürzlich passirte es mir im Mausoleum Mohamed Fatih's, des Eroberers von Konstantinopel, daß mich der das Grab hütende Imam hinterücks umarmte und an sein patriotisches Herz drückte, als er sich beim Dragoman über meine Nationalität vergewissert hatte. Den landesüblichen Wadfishich nahm er aber doch.

Auf die für den Herbst bevorstehende Ankunft des deutschen Kaisers freuen sich nicht nur die hiesigen Deutschen und die Fremdenführer, sondern auch die Türken. Wiederholt wurde ich gefragt, ob denn der Monarch auch wirklich käme, worauf ich natürlich nur erwidern konnte, daß unser Kaiser etwas, was er sich vorgenommen, bisher noch immer ausgeführt hat. Und schon bereitet man sich auf sein Kommen vor. Straßen, die an des Kaisers Wege liegen, werden geplastert und von allzu fürchterlichen Häusern befreit, ja, für die „Neue Brücke“ plant die Municipalität einen alle Schäden dieses monumentalen Bauwerks gnädig verhüllenden Sandbelag. Das kostet nicht allzuviel und vor Allem läßt sich der status quo ante nachher ohne große Mühe wieder herstellen.

Daß hier eine große deutsche Kolonie florirt, dürfte genugsam bekannt sein, ebenso daß eine sehr angesehene „Deutsche Schule“ besteht, welche seit einigen Jahren ein prächtiges, eigenes Gebäude besitzt und über 500 Schüler zählt. Neben Deutschen und Schweizern besuchen sehr viele Armeriter, Griechen, Juden und Levantiner das Institut. Neuerdings stellen auch Knaben aus vornehmen türkischen Familien ein ganz beträchtliches Kontingent. Die kleinen Türken lernen mit besonderem Eifer deutsch und entwickeln auch sonst zumeist treffliche Qualitäten.

Die Schule hatte übrigens an einem der letzten Sonntage ihren Sommerausflug. Sein Ziel war der freundliche zur Verfügung gestellte herrliche Park der Sommerresidenz unserer Botschaft draußen in Therapia. Dort entwickelte sich auf dem höchsten Plateau des sanft ansteigenden, den Bosphorus beherrschenden Gartens, ein recht lebendiges und vergnügtes Treiben. Die Kinder der verschiednen Nationalitäten und Religionen vertriegen sich prächtig, spielten deutsche Spiele und sangen deutsche Lieder. Den Glanzpunkt bildete ein Reigen, *tanz von den weißgekleideten Wadfishlein der Oberklassen und

begleitet von einem aus Schülern gebildeten Orchester. Musikalisch klappte die Geschichte freilich nicht ganz. Die Kapelle spielte adagio und das Ballet hüpfte allegretto. Aber das that nichts. Wie so oft im Kampfe mit der Männerwelt blieb auch hier das schwache Geschlecht Sieger. Das Orchester hörte auf, und die kleinen Fräuleins machten ihre Sache dann unbegleiteter Weise so vorzüglich, daß reicher Beifall sie belohnte. Unter den Applaudirenden befand sich die hohe Gestalt des Botschafters von Marischall, der auf seiner berühmten Flucht in die Öffentlichkeit bis nach Konstantinopel gelangt ist, und die noch höhere Kriegerfigur von Kamphäனர் - Pascha, dem Inspekteur der ottomanischen Garde - Infanterie. Daß auch sonst die deutsche Kolonie zahlreich vertreten war, versteht sich von selbst.

Erst gegen Abend bestieg das kleine Schiffe den Dampfer zur Rückkehr, und aus frischen Kinderkehlen schallte das heimische „Freut euch des Lebens“ über die mondbeglänzten Fluthen des Bosphorus.

In jedem Freitag verläßt der Sultan seine Residenz Nildis-Kiosk, in der er sonst, ähnlich dem Herrn des Vatikans, ein freiwilliger Gefangener ist, und begiebt sich nach der wenige Schritte vor den Thoren des Palastes gelegenen Privatmoschee, der kleinen, aber schmucken Hamidie, um dort zu beten und dann die Gardetruppen desfiliren zu lassen. Diese Zeremonie des Selamlits ist schon oft genug beschrieben worden und Veränderungen zeigt ihr äußeres Bild fast niemals. Auch diesmal war der Babischah, ein bleicher, schwarzbärtiger Herr in der schmucklosen, dunklen Uniform eines Infanterieoffiziers, die einfachste Erscheinung im goldstrotzenden Haufen seiner Generale, Truppen, Hofchargen und Eunuchen. Die vorbeimarschirenden Brigaden bewahrten trotz des abschüssigen, für den Parade-marsch ganz ungeeigneten Terrains meist eine vortreffliche Haltung. Besonders stattliche Regimenter sind die Juaven mit ihren grünrothen Turbans, die weißbehaftete Marine-Infanterie, die auf Schimmelritten berittenen Schwadronen der „Ertogrul“-Kavallerie und die von Brockenorff-Pascha famous disziplinierten Garde-Ulanen, die deren rothgen Langensäbchen der Halbmond prangt.

Stets wohnt dem Selamlit eine größere Anzahl von Fremden bei, die als Gäste des Sultans in dem der Moschee gegenüber liegenden Häuschen mit anschließender Terrasse eng genug plazirt werden. Diesmal befanden sich einige Duzend Ungarn, Gesellschaftsreisende, unter den Zuschauer, und sie brachten etwas Abwechslung in die Geschichte. Denn während sonst Alles, der Landesitte gemäß, schweigt und den spalterbildenden Truppen die Begrüßung des Herrschers überläßt, brachen die Herren aus Ungarland beim Anblick des Monarchen in ein brausendes „Ejen“ aus. Der Sultan macht eine verlegene Bewegung, der ihm gegenüber sitzende Ohski Osman-Pascha, der „Löwe von Plewna“, ein gelund und gutmüthig, gar nicht Löwenhafte ausbleuender Greis, lächelt. Das stört aber die Schreier nicht. Sie legen der Sultanin-Mutter und den anderen, dem Wagen des Gebieters folgenden Damen des Harems, den kleinen, pußigen, in den diversen Gardeuniformen einherstolzirenden Prinzen und wohl gar auch den Eunuchen ihr „Ejen“ zu Füßen. Byzantiner in Byzanz.

Auch wir — ein lieber Kollege und ich — erfreuen uns magyarischer Ehrung. Freilich verdanken wir diesen Vorgang nicht unserer eigenen würdevollen Erscheinung, sondern einem etwa elfjährigen jungen Manne, den Freund M. aus dem Getümmel des allgemeinen Aufbruchs in unseren Wagen gelooft hat. Die „Ejen“-Enthusiasten halten den winzigen Krieger, dem das rothgrüne Band des Smitiaz-Ordens auf der schmucken Uniform der Garde-Artillerie-Radetten prangt, ebenfalls für einen Prinzen. Und in der That ist er, obgleich Grieche und Christ, ein „Sohn des Sultans“.

Der kleine Giorgios befand sich vor zwei Jahren, als der Babischah um die Mitte des Ramadan am Bairam-Feste durch die Straßen Galatas fuhr, um draußen am Stambul im „Alten Serai“ den heiligen Mantel des Propheten zu verehren, unter den spalterbildenden Schulkindern. Vor den Augen des Sultans traf ihn der Fuß eines ausschlagenden Adjutanten-Pferdes und zerquetschte ihm das Schienbein. Der Sultan verließ sofort den Wagen, half den Knaben aufheben, ließ ihn ins Hospital schaffen und dort auf seine Kosten kurriren. Dieser schöne Charakterzug paßt nicht ganz zu dem

Wilde, das gewisse Zeitungen von dem „bluthürstigen Tyrannen“ zu entwerfen pflegen. In Wahrheit ist Abd ul Samid II. nach dem Urtheile solcher, die es wissen können, ein kühnlich gutmüthiger Mann, nur überaus misstrauisch, um sein Leben besorgt und von einer im Trüben sichenden Clique schlecht beraten.

Der Sultan that, als der kleine Grieche wieder gesehen war, noch weit mehr für ihn. Er ließ ihn in die Artillerie-Offizierschule aufnehmen, in der Giorgios der einzige Christ unter nahezu tausend Türken ist, setzte ihm die Löhnung eines aktiven Leutenants aus und befahl, daß sein Schützling in den Listen als „Sohn des Sultans“ zu führen sei.

Während des griechisch-türkischen Krieges geschah es, daß zwei böse Duden ihren Kameraden Giorgios in seiner doppelten Eigenschaft als Christ und Griechen arg verhöhnten. Die Sache kam, ohne Zutun des Beleidigten, heraus, wurde an das Palais gemeldet und von dort erging der Befehl, die Frechen, die den „Sohn des Sultans“ beschimpft hatten, um zwei Jahre in eine niedrigere Klasse zurückzuversetzen. Da nahm Giorgios Urlaub, marschirte stramm hinauf nach Wildis-Rosak und bat für seine Feinde. Seine Bitte hatte Erfolg. Die Strafe wurde aufgehoben, Giorgios bekam für sein ritterliches Wohlverhalten den Intiaz zweiter Klasse auf die Brust und das Attentäterpaar je „fünfundzwanzig“ auf einen anderen Körpertheil. Damit war die Affaire beigelegt und Giorgios erfreut sich seitdem ungetrübter Beliebtheit bei seinen andersgläubigen Kameraden.

Während der kleine Mann, der durch seinen Unfall das Glück seiner bis dahin bettelarmen Familie geworden ist, diese gewiß nicht uninteressante, in Konstantinopel wohlbekannte Geschichte in stehendem Französisch erzählte, waren wir bei Zanni, der Vorlesung aller durlitigen Deutschen angelangt. Meine Einladung zu einem Glase Löwenbräu lehnte der junge Held ab, da er noch Schularbeiten zu machen habe.

Und militärisch salutierend verließ uns der „Sohn des Sultans“.

Allerlei.

Bei der Hofstafel in Wien und Pest. In einem ungarischen Blatte erzählt ein Reichstagsabgeordneter, wie es bei den Hofstafeln zugeht und äußert sich besonders über das Trinken. Das schnelle Auftragen ist der einzige Einwand, den man gegen die Hofstafel erheben kann. Wenn man gerade irgend einen Wein lieb gewonnen hat, verschwindet er auf einmal und man hat keine Zeit mehr, sich seiner zu freuen. Auch der beste Bißchen bekommt sofort Flügel, wie man einen Augenblick auf die Seite schaut oder dem Nachbar antwortet. Man eilt, man eilt fürchterlich. Als ob den Lakaien der Tartar hinterm Rücken wäre! Besonders um die Weine ist es schade, in die man sich nicht behauslich versenken kann; denn man schenkt nicht zweimal von derselben Gattung ein, obwohl die Weine des Königs ihresgleichen auf der Welt suchen. Der granatrothe Waags-Neufädler Wein schlägt jeden Burgunder, der Johannisberger ist einfach bewunderungswürdig. Der Tokajer mit seiner Farbe geschmolzenen Goldes kommt aus den eigenen Hegyaljaer Weinbergen. Von Champagnern wird Moet-Chandon getrunken, das herrliche Aroma des obigen Chablis umgiebt Alles mit einem Feuernebel, während der blonde Chateau d'Yquem Einen wie feurige Gluth durchströmt. Und mit all' diesen Köstlichkeiten eilt man so sehr. Inzwischen giebt es auch gegen die Gile eine Arznei: das Beilen. Auch die Gäste beeilen sich mit dem Trinken. So trank beispielsweise Minister-Präsident Weferkleiers die Gläser des neben ihm sitzenden kroatischen Ministers Kostopich leer, der keinen Wein trinkt. Im Allgemeinen haben die Weine des Königs so großen Ruf, daß Jeder bemüht ist, seinen Theil möglichst herauszunehmen. Auch die Hofstafeln haben dies schon beobachtet, indem sie die beiden Hofhaltungen derart kennzeichnen: „In Wien essen die Herren mehr, in Pest trinken sie mehr.“ Erst wenn der König sie ein bisschen „tischeln“ ließe, dann sähe man erst das Nüchtere: es gäbe vielleicht sogar Trinkprüche. Doch leider schwindet die Zeit mit wahnsinniger Eile, und wenn dem Weine bereits das beste Beil bereit wäre aus den Sveisen, kommen plötzlich die schönen, keinen Vorzellenschalen mit dem Mokka, den der König vom Sultan bekommt. Von diesem Kaffee kommt kein Körnlein in den Handel, höchstens die befreundeten Fürsten erhalten davon geschenkt, und auch diese nicht viel, weil eben nicht viel davon da ist. Mit einem Worte: es kommt der Kaffee und gleichzeitig schenken die Lakaien den Cognac ein, damit die Finckern nach dem schnell hinabgestützten Kaffee auch noch diesen schlucken mögen. Schnell, schnell, wenn der Kaffee und der Cognac lieb ist, der König hat den seitigen schon getrunken und die Lakaien greifen wie auf Kommando unter

den Tisch — auf ihrem geträumten Rücken spannt sich der dunkle, gestülpte Frack — sie heben die Hüte der Gäste auf, drücken sie ihnen in die Hand zum Zeichen, daß sie sofort den Tisch verlassen müssen. Der Kaiser hält ungeduldig Umschau, bis auch der letzte Gast seinen Hut übernommen, dann steht er auf, wonach, dem Ausfliegen einer Bogelschaar gleich, auch die Gäste sich erheben und dem König in den anstößenden Salon folgen, wo die Cigarren stehen und wo der „Cercle“ stattfindet.

Die Tarantella als Heilmittel. Ein in Südtalien weilender Mitarbeiter einer englischen Zeitschrift, der sich vor Kurzem in einem wildromantischen, kleinen Orte in der Nähe von Brindisi aufhielt, schreibt von dort: Man kann sich keine Vorstellung machen, in welchem Maße die Bewohner dieses schönen, weltvergesenen kleinen Erdwinkels von Skorpionen, Nipern und Taranteln zu leiden haben. Diese drei gefährlichen Geschöpfe machen jeden Garten, jedes Feld und jedes Gehöft unsicher. Obgleich die Thiere zu Hunderten täglich getödtet werden, vermehren sie sich zum Entsetzen der Bevölkerung in ganz erschreckender Weise. Besonders zahlreich sind aber in dieser Gegend jene großen, giftigen Spinnen, die Taranteln, deren Stich beim Menschen eine Art Tobjucht hervorruft, die den Unglücklichen dazu antreibt, die wildesten Sprünge und Körperverrenkungen auszuführen, bis er erschöpft oder bewußtlos zu Boden sinkt. Dieser schrecklichen Raserei verdankt, wie man weiß, die reizende Tarantella, der gräßliche, leidenschaftliche National-Tanz der Neapolitaner, ihre Entstehung und soll dann wiederum als Heilmittel gegen die Wirkungen des Tarantelstiches gebraucht worden sein. Die wahnsinnigen Bewegungen, die der Tanzende nach der feurigen, scharsmarkirten Tarantellenmusik ausführen muß, erzeugen starke Transpiration, und sobald diese eintritt, empfindet der von dem gräßlichen Insekt Gebissene Erleichterung. Steptiker wollen zwar behaupten, es sei nur eine Fabel, daß der Tarantelbiß den Menschen zu rasendem Tanzen anreize; doch wer hier kurze Zeit zugebracht hat, der kann sich bald von der Wahrheit der Sache überzeugen. Ich selbst — so berichtet der englische Journalist — hatte Gelegenheit gehabt, eine „Tarantata“ (von der Tarantel gebissene Frauenperson) zu beobachten. Ein sehr hübsches junges Mädchen, das einzige Kind armer Bauersleute, war am Tage vor meiner Ankunft von einer der giftigsten Taranteln gestochen worden und saß nun, umgeben von ihren Eltern, Verwandten und Bekannten auf einer Bank vor der Hausthür. Das blutjunge Ding machte auf den ersten Blick den Eindruck einer Fessinnigen, die sich unablässig von etwas Furchterlichem verfolgt oder bedroht glaubte. Ihr regelmäßig schönes Gesicht war todtbleich, die großen, dunklen Augen starrten wild umher und als sähe sie von allen Seiten eine Tarantel auf sich zukommen, streckte sie abwehrend die Hände aus, um diese dann schnell wieder zuzammenzupressen, als wolle sie das scheußliche Insekt darin zerdrücken. Brächtigtes, blaueschwarzes Haar umhüllte die Unglückliche wie ein Mantel. Als ich neugierig näher trat und nach der Ursache des seltsamen Benehmens der jungen Schönen fragte, erwiderte man, das sei eine „Tarantata“. Das Mädchen bewegte jetzt den Kopf hin und her, als horche sie auf etwas und gleich darauf vernahm man die Klänge einer Spielorgel, die sich zu nähern schien. Raun wurden die Töne deutlicher, da erhob sich die Kranke von ihrem Sitz und begann erst matt und langsam, dann immer schneller und wilder zu tanzen. Als ihre Kraft erschöpft war, stieß sie einen mackerstüternenden Schrei aus und stürzte ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. Als ich zwei Tage später wiederkam, mußigten Spielleute vor dem Hause des armen Bauern und nach der förmlich elektrisirenden Musik der Tarantella tanzte das schöne, blasse Kind — wie man mir sagte — fast ohne Unterbrechung schon seit acht Stunden. „Wenn die anregende Musik nicht wäre,“ meinte die bekümmerte Mutter zu mir, „würde das arme Ding zu schwach sein, um auch nur einen Fuß zu rühren. Die Spieler kosten zwar viel Geld, aber lieber wollen wir nachher hungern, als daß wir jetzt unterliegen, was unserm Kinde Heilung bringen könnte.“ Außerdem ist den Bewohnern der Umgegend von Brindisi und Tarent nur noch ein Heilmittel bekannt — das heißt, sie glauben an die Wirkung desselben — und dies ist das zauberkräftige Wasser eines „heiligen Brunnens“, der etwa zehn Meilen von Brindisi entfernt liegt und dem Schutzheiligen der Opfer des Tarantelstiches, St. Paulus, geweiht ist. Besonders zahlreich pilgern jedes Jahr zum St. Paulstage, Ende Juni, die armen Bequälten aus allen Gegenden dorthin, um Heilung zu suchen. Unterwegs werden die bedauernswürdigen Menschen so häufig von den bestigsten Konvulsionen befallen, daß sie mehrere Tage brauchen, um die verhältnismäßig kurze Strecke zurückzulegen. Wer sich überbaut hat getraut, die Reite zu machen, muß es eben durch rasendes Tanzen versuchen, das Gift aus seinem Körper zu treiben. Gewöhnlich wird dem Vermisten zu diesem Zwecke der größte Raum im Hause hergerichtet, indem man das Mobiliar daraus entfernt und die Wände mit farbigen Tüchern und bunten Lappen behängt. Hier tanzt und springt und windet sich das unglückliche Opfer, bis es auf eine Lagerstätte in der einen Ecke des Zimmers sinkt, wo es sich kurze Zeit erholt, um immer wieder von vorne anzufangen, bis gänzliche Erschöpfung und gleichzeitig ein tiefer Schlaf eintritt, aus dem der Betreffende in den meisten Fällen geheilt erwacht.

Bera ntwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Skeinfels zu Halle (Saale).¹⁾

Eine Reismehlfälschung.

Mittheilung von Hofrath Professor Dr. D. Kellner-Möckern.

In der Nr. 16 des „Saaten-, Dünger- und Futtermarkts“, amtlichen Organs der Vereinigung der Samenhändler Deutschlands und des Vereins deutscher Großhändler in Düngemittel- und Kraftfuttermitteln, sowie in Nr. 7 des Organs des Verbandes selbstständiger öffentlicher Chemiker Deutschlands erschienen vor kurzem wenig von einander abweichende Aufsätze aus dem Vereinslaboratorium deutscher Großhändler in Düngemittel- und Kraftfuttermitteln von Dr. A. d. Schenk in Hamburg. Angriffe schwerster Art werden in diesen Auslassungen, deren Verfasser ein Dr. Franz Schmidt in Hamburg ist, gegen die landwirthschaftliche Versuchsstationen im Allgemeinen, sowie gegen die Versuchsstation zu Möckern und deren Leiter gerichtet und durch Vertheilung der betreffenden Aufsätze in Kreise getragen, deren Blick oft nicht soweit geschärft ist, daß er die Unrichtigkeiten und zahlreichen dunklen Punkte, welche die erwähnte Schrift auszeichnen, ungetrübt zu durchdringen vermöchte. Letzterer Umstand allein ist es, der mich zu nachstehenden Worten der Abwehr veranlaßt.

Es handelt sich um eine Lieferung Reismehl, welche die Firma A. Geyer in Altenburg, S.-A., von den Herren Luge u. Heimann in Magdeburg, und diese, wie sie angaben, von der Norddeutschen Reismühle in Hamburg bezogen hatten. Von der nach Altenburg gelieferten Waare erhielt die Versuchsstation Möckern ein Muster zur Untersuchung, welche ergab, daß das Reismehl 12,4 Proz. Protein und 14,3 Proz. Fett enthielt und mit Olivenkernmehl verfälscht war. Die Folge dieses Befundes waren weitere Untersuchungen der Waare durch die Versuchsstationen Pommritz, Tharandt, Halle, Magdeburg und Jena sowie durch den Handelschemiker Dr. Timpe in Altenburg, welche sämmtlich das betreffende Reismehl beanstandeten. Die vier letztgenannten Untersuchungsstellen sowie die Versuchsstation Möckern hatten ihre Muster von Herrn Geyer erhalten; nach Tharandt und Pommritz waren von mir einwandfreie Theilproben geschickt worden. Die Urtheile dieser letzteren beiden Anstalten lauteten:

Tharandt: Die zur Untersuchung bezw. Kontrolle anher gelangte Probe Reismehl ist zweifellos mit einer nicht ganz unerheblichen Menge Olivenkernmehl in fein gemahlenem Zustande verfeilt.

Pommritz: Die 2c. Probe ist mit Olivenkernmehl verfeilt.

In Jena konstatarie man ebenfalls eine Fälschung mit Olivenkernmehl und schätzte dessen Menge auf 5–10 Proz.; der Handelschemiker Dr. Timpe fand gleichfalls Olivenkernmehl in der Waare, und auch die Atteste der Stationen zu Halle und Magdeburg ließen darüber keinen Zweifel, daß die Waare verfälscht war; nur betreffs des Fälschungsmittels äugerte man sich dahin, daß dasselbe „aller Wahrscheinlichkeit von Olivenrückständen“ herrühre.

Die Uebereinstimmung in dem Wortlaut der Analysen-Atteste von Halle und Magdeburg giebt nun Herrn Dr. Schmidt bereits zu charakteristischen Bemerkungen Veranlassung. Als er seinen Artikel schrieb, war es ihm freilich durch die am Schluß noch zu erwähnende Gerichtsverhandlung längst bekannt, daß zur gegebenen Zeit die Versuchsstation zu Halle in Magdeburg eine Filiale unterhielt, die mit vollem Recht ihre Mutteranstalt nach Belieben in Anspruch nahm, wo es erforderlich schien. Herr Dr. Schmidt kann aber nicht umhin, dies als einen „merkwürdigen Umstand“ zu bezeichnen und den Lesern seiner Abhandlung eine möglichst niedrige Meinung über die Leistungsfähigkeit der beiden Anstalten beizubringen. — Von einem amtlichen Atteste der Station Halle, das nicht nach seinem Geschmack ist, behauptet er, es sei dem „Bestreben“ entsprungen, „dem Kollegen Hofrath hilfreich beizuspringen“. In

dürren Worten heißt das, man verfare in Halle nicht loyal, sondern bemühe sich um die Kunst der einen oder andern Partei, und das bei amtlichen Gutachten! Hiermit ist die Gefinnung, welche den Aufsatz des Herrn Dr. Schmidt durchweht, wohl hinreichend gekennzeichnet. Als Zielscheibe für seine Angriffe ist dem Genannten der Name des Abtheilungsvorstandes in Halle, welcher die betreffenden Atteste unterzeichnet hat, natürlich nicht hoch genug, es muß Herr Geh. Reg.-Rath Prof. Maercker herhalten, dessen Name unter den Attesten überhaupt nicht vorkommt. Das giebt mehr Nimbus und macht dem Verfasser jener Schrift und dem Leserkreise der Organe, welche dieselbe verbreiteten, die Sache besonders schmackhaft.

Die Untersuchung des Herrn Dr. Schmidt hatte ein Ergebnis geliefert, welches mit dem der genannten sechs Untersuchungsstellen in kräftigstem Widerspruch stand. Zunächst die chemische Beschaffenheit betreffend, enthielten, wie wir erst aus seiner jetzigen Darstellung erfahren, drei „Originalproben“:

Nr. I	12,22	Proz. Protein	und	13,75	Proz. Fett
II	22,20	„	„	12,46	„
III	22,32	„	„	12,54	„

In das Untersuchungsattest, welches Dr. Schmidt seinem Auftraggeber früher ausgestellt hat, war der Befund für die Probe Nr. I nach Ausweis seiner Schrift und früherer Veröffentlichungen der Norddeutschen Reismühle nicht aufgenommen worden. Gewissen Kreisen würde es ja gewiß recht angenehm sein, wenn Differenzen von über 10 Proz. Protein als Lappalie figurirten und überhaupt keiner Erwähnung bedürften. Das ist am Ende gar das Ziel, auf welches jene Kreise zustreben! — Wenn sonst zwischen drei Originalproben Differenzen von 10 Proz. Protein vorkommen, so pflegt man anzugeben, daß die Waare von selten ungleichmäher Beschaffenheit ist.

„Alle drei Reisfuttermehle bieten das typische Bild der als Reismehl Nr. I bekannten hochprozentigen Handelswaare“, so lautet das Urtheil des Herrn Dr. Schmidt, welcher dann weiter anführt: „Als hervortretende Fremdstoffe fanden sich außer den Schalen und Gewebstheilen verschiedener Körnerfrüchte Steinzellen, welche eine gewisse Weichheit mit denen der Oliven besitzen, dieselben konnten indes nicht identifizirt werden, da es nicht gelang, die charakteristischen Gewebstheile mit Sicherheit aufzufinden.“ Er faßt das Untersuchungs-Ergebnis schließlich dahin zusammen, „daß die geschilberten Verunreinigungen an sich ohne Bedeutung für die Waare sind, und daß alle drei Muster einem Reismehl I von reiner normaler Beschaffenheit entsprechen.“

Als dann die schroff entgegenstehenden Untersuchungs-Ergebnisse angesehener öffentlicher Untersuchungsstellen bekannt wurden und festgestellt worden war, daß das vorliegende Reismehl verfälscht war, konnte es nicht Wunder nehmen, daß Herr Dr. Schmidt zu den merkwürdigsten Erklärungen griff. Er sucht seinen Lesern plausibel zu machen, daß der hohe Proteingehalt seines Reismehls durch eine künstliche Vermehrung der Reiskeime, nämlich durch Entfernung des Silberhäutchens in der Mühle zu erklären sei. In eingemehten Kreisen wird er für diese Erklärung wenig Verständniß finden, denn bis jetzt liegt noch keine Reismehlanalyse vor, die einen höheren Gehalt als 17 Proz. Protein ergeben hätte, wie Jedermann aus dem bekannten Sammelwerke von Dietrich u. König über die

¹⁾ In dem Attest, welches die Norddeutsche Reismühle seiner Zeit veröffentlichte, sind die Proben anders numerirt als in der Schrift des Dr. Schmidt.

„Zusammensetzung der Futterstoffe“ oder aus den „Jahresberichten der Agrilkulturchemie“ entnehmen kann. Zum Ueberflus haben wir eine der größten Firmen, welche Reis importirt und verbreitet, nämlich die Firma *Rickmers Reismühlen* in Bremen, um Ueberlassung derartig proteinreicher Reismehle ersucht; man bedauerte, unserem Wunsche nicht Folge geben zu können, und schrieb uns: „Wir glauben nicht, daß Reismehle von auch nur annähernd 20 Proz. Protein im Handel vorkommen.“

Glücklicherweise gelangte etwas von dem einen Muster „hochprozentigen“ Reismehls von „reiner normaler Beschaffenheit“ aus dem Vereinslaboratorium zu Hamburg durch Herrn Dr. Schmidt auch noch in die Hände zuverlässiger und erfahrener Agrilkulturchemiker. So schickte der Genannte an Herrn Prof. Dr. Th. Dietrich in Marburg, dessen Assistent er früher eine kurze Zeit gewesen war, eine Theilprobe des einen seiner Originalmuster und bat, dieselbe untersuchen zu lassen, „nicht um Ihren Beistand in einem höchst betrübenden Streit zu suchen, sondern um den Trost zu haben, vor Ihnen, meinem alten Lehrer, gerechtfertigt zu stehen.“ Herr Prof. Dr. Dietrich fand zwar ebenfalls einen Gehalt von 22,5 Proz. Protein, dazu aber auch die Erklärung für diesen abnorm hohen Gehalt, indem er wahrnahm und feststellte, daß die untersuchte Probe Reismehl — neben Olivenkernmehl — auch reichlich Erdnußmehl enthielt. Dieses Ergebnis wurde dem Herrn Dr. Schmidt mitgeteilt, und seinem alten Lehrer gegenüber ließ er sich wohl zu dem Geständnis herbei, der Mitinhaber seiner Firma, ein Dr. A. D. Schenk, habe ebenfalls Anttheile, vorausichtlich von Erdnußen, gefunden. In der später noch zu erwähnenden Gerichtsverhandlung, in welcher unter Umständen der Beweis für die Richtigkeit seiner Untersuchung gefordert worden wäre, gab er freilich an, Herr Prof. Dr. Dietrich habe den hohen Proteingehalt bestätigt, das Analysenattest hierüber sei jedoch „verloren gegangen!“

In der Schrift des Herrn Dr. Schmidt wird natürlich kein Wort von dem mikroskopischen Befunde des Herrn Prof. Dietrich erwähnt, durch welchen eben der Nachweis erbracht worden wäre, wo falsche Untersuchungen ausgeführt worden sind.

Mit diesen Ausführungen könnte ich mich begnügen und meine Abwehr schließen. Es kann mir ja vollständig gleichgültig sein, wie, wo und wann das Erdnuß- und Olivenkernmehl in das Reismehl gekommen ist, ob ersteres mit seinem hohen Proteingehalt nur dazu dienen sollte, den Zusatz des proteinarmen Olivenkernmehls zu verdecken und aus Versehen nicht gründlich mit der Waare vermischt wurde.²⁾ Indessen führt Herr Dr. Schmidt noch ein Gutachten eines Mannes an, dessen Name in der wissenschaftlichen Botanik einigen Klang besitzt, und welches daher hier noch berücksichtigt werden soll.

Herr Prof. Dr. Sadebeck vom botanischen Museum zu Hamburg hat für Herrn Dr. Schmidt ein Gutachten ausgestellt, welches lautet:

„Die Steinzellen der Olivenkerne und der Früchte von *Coix lacryma* lassen sich im vollständigen Pflanzengewebe wohl durch ihre Orientirung in demselben auseinander halten; dagegen würde ich mich außer Stande sehen, dieselben mit Sicherheit zu unterscheiden, wenn sie isolirt sind und in Pulvern vorkommen.“

Coix lacryma, deren Heimath wahrscheinlich das südliche und südsüdliche Asien ist, ist durch die ganze Tropenzone verbreitet (zum Theil auch als Unkraut); in China wird sie kultivirt.“

„Es ist nicht unmöglich, daß beim Bezuge von Rohreis einige Mengen der Früchte, resp. Fruchtgehäuse mit unterlaufen.“

Diesem Gutachten kann man insoweit zustimmen, als Herr Prof. Sadebeck von isolirten Steinzellen spricht. Keine Mühle aber mahlt so fein, daß die Zellen isolirt oder gar in „Pulver“ verwandelt werden. Immer findet man, wenn man sorgfältig verfährt, einzelne größere Gewebsfragmente, die in der Anordnung der Zellverbände hinreichende Merkmale zur Entscheidung der Frage bieten, ob es sich um Coixschalen oder

Olivenkerne handelt. Und wer hiermit nicht auskommt, der hält sich an das parenchymatische Gewebe der Spelzen bezw. Karnopfenhüllen, welche für Coix charakteristisch sind. Wo Coixschalen im Reismehl vorkommen, da finden sich auch immer Theile des Mehlkörpers dieser Früchte, deren Stärkekörner jeder Laie von denen des gewöhnlichen Reises unterscheiden kann, indem nicht nur die Größe und Form dieser Körner, sondern, wie ich vor Jahren zuerst gezeigt habe, auch die rothe Färbung der Coix-Stärke mit Jod ganz sichere Anhaltspunkte bieten.³⁾ Wenn Herr Prof. Sadebeck sich über diese letztern Punkte nicht geäußert hat, so kann dies vermuthlich nur daran liegen, daß er sich lediglich auf die Beantwortung bestimmter, von Herrn Dr. Schmidt gestellter Fragen beschränkt hat. Das gefälschte Reismehl ist in dem rein theoretisch gehaltenen Gutachten überhaupt nicht erwähnt und scheint somit Herrn Prof. Sadebeck gar nicht übergeben worden zu sein.

Zum Schluß führt die Schrift des Herrn Dr. Schmidt eine Enquête vor, welche von ihm selbst veranstaltet ist, in der Absicht, die landwirthschaftlichen Versuchsstationen auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Aus einem Probefas, der aus Schönebeck a. d. Elbe — nicht aus Altenburg — stammte, schickte er 12 Muster „auf Umwegen“ an 12 Stationen, unter denen sich auch die Anstalt zu Mückern befand. Hier ging die Probe durch einen Herrn Emil Vetterlein in Grimmitzschau mit einem Begleitschreiben vom 31. März 1896 ein mit dem einfachen Ansuchen, die Waare, deren Provenienz nicht angegeben war, auf Protein, Fett und Keimheit zu untersuchen. Nachdem ihm das Ergebnis der Untersuchung übermittelt worden war, erhielten wir ein zweites Schreiben von demselben Herrn unterm 21. April desselben Jahres mit folgendem Wortlaut: „Ich habe Ihren Brief erhalten, und es ist mir doch auffällig, daß Sie von Steinzellen sprechen, die in einer andern Ladung nach Altenburg auch gewesen sind. . . . Ich möchte doch wissen, ob die Magdeburger, denen ich nicht traue, mich angeschnitten haben und mir alte Waare geschickt haben. Ich nehme deshalb noch einmal eine Probe aus allen Säcken, die noch hier sind, und bitte, recht genau nachzusehen, ob da nicht Schwindel ist. Ich will dann die Waare lieber selber verfüttern und nicht meine Abnehmer damit verderben. Was die Räder betrifft (welche nach der ersten Untersuchung gefunden sind), sagen Sie mir, bitte, ob die Schaden fürs Vieh bringen, ich will Schweine mästen.“

Der Weg, den Herr Dr. Schmidt mit seiner Enquête eingeschlagen hat, tritt hier dem Leser in schönster Beleuchtung entgegen. Da Dr. Schmidt in unserm ersten Untersuchungs-Ergebnis nicht Befriedigung fand, versuchte er es ein zweites Mal, aber mit demselben Erfolg: das Reismehl wurde nicht besser und nicht schlechter, es war eben unerschöpflich, nicht mehr frisch, und enthielt Reiskäfer.

Auch von den andern Versuchsstationen wurde das Reismehl nicht beanstandet, von einigen freilich auch nicht mehr für frisch erklärt. Geradezu glänzend war die Uebereinstimmung der chemischen Untersuchungen, welche von 10 Stationen ausgeführt wurde; von zweien war eine chemische Analyse nicht gemacht worden. Die Differenz zwischen dem höchsten und niedrigsten Befunde stellt sich nämlich auf nur 1,26 Proz. Protein und 0,80 Proz. Fett, die größte Abweichung vom Mittel der 10 Untersuchungen, welches 13,2 Proz. Protein und 14,9 Proz. Fett betrug und als der wahre Gehalt des Probefascs gelten muß, stellt sich auf nur 0,65 Proz. Protein und 0,42 Proz. Fett, erreicht somit noch lange nicht den auch von den Vertretern des Handels für zulässig erklärten Analysenspielraum von 1,5 Proz. Protein und 0,5 Proz. Fett. Herr Dr. Schmidt äußerte freilich in der noch zu erwähnenden Gerichtsverhandlung die Ansicht, er müsse seine Mitarbeiter entlassen, wenn bei der Untersuchung eines Musters solche Differenzen auftreten. Es handelt sich hier eben nicht um ein einziges, sondern um zehn Muster, in denen zum Theil Käfer und Milben herumkrochen, also keineswegs um eine einheitliche Substanz, auch nicht um Untersuchungen in einem, sondern in zehn verschiedenen Laboratorien. Man muß sich billigerweise nur wundern, daß in diesen Proben nicht größere Differenzen aufgetreten sind. — Bei Differenzen von 1,26 Proz. Protein und 0,8 Proz. Fett sollen aber nun doch einmal die Assistenten

²⁾ Die von Herrn Gezer nach Mückern gesandten Proben enthielten kein Erdnußmehl, hatten aber auch nur 12 bis 13 Proz. Protein. Als wir von dem hohen Proteingehalt der Schmidtschen Proben hörten, ließen wir uns aus Altenburg 15 weitere Muster kommen, die aus einzelnen Säcken stammten und nicht gemischt worden waren. Auch in diesen war der Proteingehalt 12–13 Proz. und Erdnußmehl nicht vorhanden.

³⁾ Die Stärke des gewöhnlichen Reises wird von Jod rein blau gefärbt, nur der Klebreis, der kaum nach Europa kommt, zeigt ebenfalls rötliche Färbung.

fortgesetzt werden, weil sonst „das Vertrauen der Auftraggeber bald und unwiederbringlich verloren“ würde; Herr Dr. Schmidt selbst aber hat Differenzen von 10 Proz. Protein nicht berücksichtigt!

Die Verfälschung des Reismehls mit Olivenrückständen war seitens der Versuchstationen zu Mäcken, Bommritz, Tharandt, Jena, Magdeburg und Halle in einer Waare erkannt worden, welche in den Speichern der Firma Geyer in Altenburg lagerte.⁴⁾ Die Enquete dagegen bezog sich auf eine Waare, die sich in Schönebeck a. S. befand. Auf einmal aber, ehe der Leser sich versteht, verwandelt sich der Probefack aus Schönebeck in einen solchen, der aus Altenburg stammen soll; denn wie könnte Dr. Schmidt, an die Ergebnisse seiner Enquete anknüpfend, sonst anders schreiben: „Hier darf ich mir wohl die offene Frage an die landwirtschaftlichen Versuchstationen zu Halle, Magdeburg und Mäcken, vor Allen an Herrn Hofrath Prof. Dr. D. Kellner gestatten, wo die mit Olivenkernmehl grob verfälschte Waare geblieben ist, wo ferner die Gewebtheile der Olivenfrüchte zu suchen sind, welche gefunden gehabt zu haben Herr Hofrath Kellner als Zeuge in dem anfangs erwähnten Prozeß gegen mich auf Eid ausgesagt hat!“ Einer Antwort meinerseits auf diese Frage bedarf es nicht. Herr Dr. Schmidt hätte billigerweise sich doch zunächst selbst fragen sollen, wo denn der hohe Proteingehalt von über 22 Proz., seine schönen Reiskeime und das in seiner „Originalprobe“ von Herrn Prof. Dietrich aufgefundene Erdnußmehl geblieben sind. Gätte er diese doch zu allernächst liegenden Fragen, welche seine Schrift selbstverständlich nicht erwähnt, in seinem Eifer nicht übersehen, dann hätte er gewiß vorgezogen, seine Feder nicht

⁴⁾ Die Norddeutsche Reismühle gab zwar unterm 22. Februar 1896 an, eine spätere von ihr nach Magdeburg gelieferte Partie sei in Mäcken ebenfalls als mit Olivenkernmehl verfälscht begutachtet worden. Diese Angabe ist falsch; denn wir haben zu der bezeichneten Zeit nur Waare aus den Speichern der Firma Geyer, von welcher selbst Muster gezogen waren, untersucht. Ob in Halle und Magdeburg neben den aus Altenburg stammenden Proben noch solche anderer Herkunft untersucht worden sind, ist mir nicht bekannt.

in Bewegung zu setzen. Der Probefack aus Schönebeck wäre dann geblieben, was er vorher war: ein Muster andres Waare!⁵⁾ Wohl hielt die Norddeutsche Reismühle, wie sie öffentlich bekannt gab, sich schon 1895 — nach unsrer Ansicht mit Recht — nicht mehr verbindlich für die nach Magdeburg und von da zum Theil nach Altenburg weiter verkaufte Waare, weil das Reismehl schon im Juni die Mühle verlassen, die Reklamation dagegen erst im Dezember erfolgt, das Mehl somit seit sechs Monaten ihrer „Kontrolle entzogen war und seitdem die Hände gewechselt hatte.“ Wie sonderbar ist es nun, daß da, wo schon der Kaufmann sich nicht mehr verbindlich für die Beschaffenheit der Waare hält, die Versuchstationen verantwortlich sein sollen für die Identität des nach Altenburg gelangten Postens mit der in Schönebeck lagernden Lieferung oder später dorthin gelieferten Partie!

Damit genug! Der unbefangene Leser wird hier wohl klar erkennen, wie unbegründet die Angriffe sind, welche infolge der Untersuchung des Herrn Dr. Schmidt gegen die Versuchstationen und die Leiter derselben gerichtet worden sind. Herr Dr. Schmidt hat den größten Theil des Inhalts seiner Aufsätze bereits in einer Gerichtsverhandlung benützt, in welcher er auf Antrag meiner vorgelegten Behörde zu einer empfindlichen Strafe verurtheilt worden ist, wie er selbst in der Einleitung zu einer seiner Abhandlungen bekanntgegeben hat. Die Verurtheilung über diese Verurtheilung hat ihn nun zu der Schrift verleitet, die in den vorstehenden Zeilen beleuchtet worden ist. („D. Landw. Pr.“)

⁵⁾ Herr Dr. Schmidt versteht schließlich nicht, eine Rentabilitätsrechnung aufzustellen, durch welche bewiesen werden soll, daß Verfälschungen von Reismehl mit gemahlten Olivenkernen wegen zu hohen Preises der letztern nicht lohnen. Der derzeitige hohe Preis des Fälschungsmittels kann ja verschiedene Ursachen haben. Vielleicht ist die Nachfrage sehr groß, vielleicht können es Einzelne bei der Gewürzfälschung, zu welcher es gern genommen wird, höher verwenden, vielleicht stammt der hohe Preis aus einer Jahreszeit, in der die Kerne schon vergriffen waren, denn Oliven giebt es wie Pflaumen und Kirscheln nicht das ganze Jahr hindurch. Oder sollten die verhassten Versuchstationen den Olivenkern-Müllern das Handwerk doch schon etwas gelehrt haben?

Kleinere Mittheilungen.

Die Wirkung der ländlichen Spar- und Darlehnskassen auf Gewohnheiten und Sitten der Landbevölkerung ist, wie Dr. Thies in einem trefflichen Berichte im „Verin für Sozialpolitik“ an dem Beispiele des ausgebreiteten Kaffeengeschäftes in Hessen ausführte, begrifflicher Weise weit tiefer, wenn deren eigene Kassen sie üben, die im Dorf sind und von Dorfleuten verwaltet werden, wie bei Instituten, deren Schwerpunkt und deren Verwaltung in den Städten liegt. Die ländliche Spar- und Darlehnskasse wird sehr bald zum Mittelpunkt des ganzen wirtschaftlichen Lebens im Dorfe. Sie wirkt als Bankier und Berater der Dorfgenossen in allen Geldangelegenheiten, für alle als Sparkasse, für den heirathslustigen Arbeiter als Baugenossenschaft, für den jüngeren Landwirth als Anstaltungsbehörde. Denn sie giebt den persönlich Thätigen, die sie aus langem Verkehr kennt, ohne Bedenken Darlehen zum Hausbau und Landlauf, die bald genug aus dem Arbeitsverdienst wieder abgetragen werden. Sie ermöglicht und unterstützt das Gründen und Arbeiten anderer Genossenschaften. Aus ihren Ueberschüssen werden gemeinnützige Einrichtungen getroffen: Wege gebaut, Schullehrer angestellt, gemeinsame Maschinen angekauft, Krankenschwestern angestellt u. s. w. Die Liste ist sehr reichhaltig. Die Benutzung der Kaffeineinrichtungen wird bald zur allgemeinen Gewohnheit, wie nur irgend eine alte von den Vätern übernommene Sitte. Wenn am Quartalssonntage die Darlehnskasse ihren Kartentag abhält zur Eintragung der Kartengelder, so ist das vieler Orten schon heute das höchste weltliche Fest, das selbst die Kirchweih in den Schattens stellt. Da magt Niemand im ganzen Ort, der auf sich halten; und wer nicht aus innerem Triebe spart, der thut es jetzt schon, um vor den Leuten mit dem dichten Paket Spartarten antreten zu können. Denn dort wird die öffentliche Meinung des Dorfes gemacht. Junge Leute, die sich fern halten, werden bald an der verminderten, ihnen entgegengebrachten Achtung Folge spüren. In Hessen, wo die Genossenschaften durchschnittlich am ältesten sind, ist wohl jeder jüngere Landbürgermeister und sonstige ländliche Funktionär durch die Schule der Genossenschaftsverwaltung gelaufen. Seine Wahl zu wirtschaftlichen und schließlich auch zu politischen Körperlichkeiten kann dort auf dem Lande stattfinden, wo man nicht als erste Frage hört: Was ist der Kandidat bei seiner Kasse? Wie arbeitet die? Meines Wissens sitzt im jetzigen hessischen Landtag kein einziger Vertreter der Landbevölkerung, der sich nicht irgendwie bereits am Genossenschaftsleben betheiligt hat.“

Holzseinfuhr aus Amerika. Eine sehr bedeutende Zunahme

hat, wie das „Centralblatt f. d. deutschen Holzhandel“ angiebt, im abgelaufenen Jahre die Einfuhr amerikanischer Bau- und Kuschholzer nach Deutschland erfahren. Während dieselbe im Jahre 1896 dem Werthe nach auf ungefähr 9 Millionen Mark sich bezifferte, ist sie 1897 auf etwa 16 Millionen Mark gestiegen. Es wurden im letzten Jahre 1535 000 D.-Ctr. Bretter und andere Sägewaaren aus den Vereinigten Staaten eingeführt gegen nur 856 000 D.-Ctr. im Jahre 1896; ferner 250 000 D.-Ctr. eichene Faßbauben gegen 91 500 D.-Ctr. im Vorjahr. Die deutsche Gesamteinfuhr an Bau- und Kuschholzern bewerkstelligte sich 1897 auf 224 Millionen Mark, 1896 auf 187 und 1895 auf 150 Millionen Mark. Die fortgesetzte Zunahme dieser Einfuhr wird zum Theil, und wohl nicht mit Unrecht, auf die durch die Handelsverträge zugestandenen Zollermäßigungen für Sägewaaren und beschlagene Stämme zurückgeführt.

Erfolge des Weideganges beim jungen Rindvieh. Der landwirtschaftliche Bezirksverein zu Ebingen ließ, nach einer Mittheilung der „Ill. Bod. Ztg.“, am 18. Mai 1897 von verschiedenen Gemeinden des Bezirkes 51 Stück Jungvieh auf die Weide bringen, nachdem die Thiere vorher gemessen und gewogen worden waren. Sie wurden bis zum 5. Oktober auf der Weide belassen und an diesem Tage wieder gewogen. Trotz der Maul- und Klauenseuche, die dieses Jungvieh durchzumachen hatte, betrug das Mehr an Gewicht durchschnittlich in diesen 140 Tagen 72,5 kg oder mehr als $\frac{1}{2}$ kg auf den Tag. Die Kosten des Weideganges stellten sich auf nur 25 Pf. für den Kopf, sodaß das Ergebnis als sehr günstig angesehen werden kann. Das Alter der Thiere beim Auftrieb schwankte zwischen 5½ und 18 Monaten, das Körpergewicht zwischen 260 und 810 Pfd. Beim Abtrieb wog das leichteste Thier 510, das schwerste 930 Pfd. Die Zunahme betrug sich von 40 Pfd. aufwärts bis 290 Pfd. Das Thier, welches den geringsten Zuwachs aufzuweisen hatte, war mit 18 Monaten auf die Weide gekommen und wog anfangs 680 Pfd., beim Abtrieb nur 720 Pfd. Das Thier mit dem höchsten Zuwachs war beim Auftrieb und im Alter von 7 Monaten schon 260 Pfd. schwer und wog beim Abtrieb 550 Pfd., hatte also durchschnittlich, für einen Tag berechnet, etwas über 2 Pfd. zugenommen.

Die kommunale Eigenschaft eines Gutes. In der Streitfrage des Gutsbesizers H. wider den Vertreter des öffentlichen Interesses führte letztinstanzlich der erste Senat des Oberverwaltungsgerichts aus: „Die Feststellung der Streitigen kommunalen Eigenschaft eines Gutes ist unter allen

Umständen durch das öffentliche Interesse geboten, also auch dann, wenn das Gut bisher den an einen Gutsbezirk zu stellenden öffentlich-rechtlichen Anforderungen thatsächlich entprochen haben sollte. Gleichgültig ist auch, ob das Gut bisher von der Behörde als Gutsbezirk angesprochen worden ist; Ferkeln in dieser Beziehung, die in zahlreichen Fällen festgestellt sind, bedürfen, wenn sie erkannt werden, der Berücksichtigung; durch Obervanz kann einem Gute jene Eigenschaft nicht beigelegt werden. Auch die Schwierigkeiten, mit denen nach der Meinung des Klägers die rechtliche Feststellung der Gutsbezirkseigenschaft bezüglich der älteren Güter verbunden ist, bestehen der Regel nach nicht. Erfahrungsmäßig läßt sich diese Eigenschaft bei dem Zurückgehen auf die Entlebung der fraglichen Güter, insbesondere bei der Prüfung der Verleibungs- und Erwerbsurkunden, gewöhnlich ohne große Schwierigkeiten ermitteln."

Das Sausenlassen erhiteter Pferde ist gefährlich, wenn das Pferd hierauf stehen bleibt, und zwar wegen der plötzlichen Abkühlung des Körpers, wodurch Zittern, Bauchkrämpfe und Brustfell-Entzündung entstehen. Wenn das erhitete Pferd kaltes Wasser säuft, gleich darauf aber wieder in rauche Gangart versetzt wird, so pflegen diese Erscheinungen nicht einzutreten. Das eingenommene Wasser erwärmt sich rasch in den Eingeweiden und nimmt deren Temperatur an. Das beste Mittel, erhitete und in den Stall geführte Pferde ohne Schaden zu tränken besteht darin, ihnen, besonders im Sommer, warmes Wasser vorzusetzen. Laues Wasser ist eleftrierend und wird nur ungern angenommen. Warmes Wasser ist sehr gesund und befördert stets die Thätigkeit der Gedärme. Pferdebesitzer, welche das angeregte Verfahren beobachtet haben, stellen fest, daß in ihrem Stall innere Krankheiten zu den Seltenheiten gehören.

Eierkonservierung. Um Eier frisch zu erhalten, ertheilen die „Westr. l. Mitth.“ folgenden Rath: Wenn die Hühner fleißig legen, fülle man kleine irdene Gefäße mit Eiern, dann löse man etwa 2 Pfund Salz in 5 Liter Wasser auf, lasse dieses 20 Minuten erkalten und füge 2-3 Löffel gerannenen Kalk hinzu. Ist diese Flüssigkeit erkalte, so werden die Eier hineingelegt. Diese halten sich vorzüglich und schmeden noch nach 6 Monaten wie frisch gelegt.

Kastration der Milchkühe in Frankreich. In einer der letzten Sitzungen der Sociéte nationale d'Agriculture hat man nach der „Dsch. Ldw. Pr.“ lange über die Kastration der Milchkühe diskutiert, und alle anwesenden Mitglieder erkannten die großen Vortheile dieser Operation an. Die bemerkenswerthe Wirkung der Kastration ist die Verlängerung der Milchsekretion während eines Zeitraumes von 20-24 Monaten. Eine operirte Kuh giebt in dem Jahre, das der Operation folgt, wenigstens 1300-1400 Liter Milch mehr, als wenn die Operation nicht erfolgt wäre, gleiche Nahrung und Pflege vorausgesetzt. Außerdem nimmt der Gehalt an Fett in der Milch zu. Was die Mastfähigkeit anbetrifft, so ist dieselbe bei der kastrierten Kuh mehr entwickelt als bei der nicht kastrierten. Das Fleisch eines vor einer gewissen Zeit operirten Thieres zeigte eine gute Beschaffenheit. Das Schlachtgewicht ist, wie dies aus einigen Beobachtungen, die auf dem Genfer Schlachthofe gemacht wurden, hervorgeht, um 5-6 Pro. höher bei kastrierten Kühen als bei solchen Thieren, die ohne diese Operation gemästet wurden. Es erübrigt noch zu sagen, daß die Kastration von Kühen absolut gefahrlos ist, sofern sie nur von einem erfahrenen Thierarzt ausgeübt wird. Dasselbe erfordert allerdings große Geschicklichkeit und Sorgfalt. In der „Industria laitüire“ theilt ein Thierarzt mit, daß er fast täglich auf den großen Gütern in der Umgebung von Paris diese Operation an Kühen ausführe, ohne daß er Mißerfolge zu verzeichnen habe.

Zur Vertilgung der Schwaben ist ein vorzügliches Mittel eine Mischung von 2 Theilen Borax und 1 Theil Salicilsäure. Sind die Schlupfwinkel des Ungeziefers erreichbar, so streut man das Pulver in diese und verschmiert die Löcher mit einem Gypsbrei. Sind sie unauffindbar und unerreichbar, dann macht man aus ge- löschten Erbsen unter Fett- und Bierzusatz einen dünnen Brei, mischt das angeführte Pulver hinein - 3 Theile Brei, 1 Theil Pulver - und formt aus der Masse kleine Kügelchen, die man dort hinlegt, wo man die Schwaben vermuthet. Durch Wiederholen dieses Verfahrens ist man im Stande, dieses Ungeziefer gänzlich auszurotten.

Feuchtigkeitsbedürfnis der verschiedenen Getreidearten. Nach Versuchen von Professor Adolf Mayer-Wageningen hat sich ergeben, daß der Hafer das größte Feuchtigkeitsbedürfnis hat, dann folgt der Weizen, danach der Roggen und zuletzt die Gerste. Pferdebohnen nähern sich im Feuchtigkeitsbedürfnis dem Hafer, Buchweizen der Gerste. Die Versuche des Jahres 1892 ergaben mit ziemlicher Deutlichkeit, daß das Optimum der Production (die höchste Produktionsfähigkeit) etwa wie folgt liegt:
Weim Hafer bei 90 Proz. Wasser (in Prozenten der Wasserkapazität des Bodens).

„ Weizen „ 80 „ „
„ Roggen „ 75 „ „
„ Gerste „ 62 „ „
und nach Versuchen im Jahre 1895 bei Pferdebohnen bei 88% Wasser. Inzwischen giebt Mayer selbst zu, daß durch gewisse Faktoren die Höhe der vorgenannten Zahlen beeinflusst werden könne, wenn auch die Reihenfolge der genannten 4 Getreidearten hinsichtlich des Feuchtigkeitsanspruches immer dieselbe bleibt.

Quantität und Qualität der Schweinemilch. Im vergangenen Jahre wurden, wie die „Milchzeitung“ berichtet, an der Versuchsanstalt der Universität Wisconsin von Henri und Woll Versuche angestellt, welche die Menge und Güte der Schweinemilch ergründen sollten. Hierzu wurden von 18 Mutter Schweinen 4 Thiere ausgewählt, welche am ruhigsten waren und daher für den Versuch am geeignetsten schienen, weil zu erwarten war, daß sie alle erforderlichen Manipulationen gestatten würden. Die Ferkel wurden sofort nach der Geburt von der Mutter durch einen Verschlag getrennt und nur zum Saugen zugelassen.

Um das von den Ferkeln verzehrte Milchquantum feststellen zu können, wurden dieselben kurz vor und kurz nach dem Saugen gewogen. Das Gewicht plus nach dem Saugen mußte daher das Gewicht der vom Mutterthiere verzehrten Milch repräsentiren. Nach diesen Untersuchungen schwankte das mittlere täglich produzierte Milchquantum bei den vier Sauen zwischen 1,860 und 2,630 kg. Das größte an einem Tage ermittelte Quantum betrug 3,945 kg, das geringste 0,545 kg. Ueber die Zusammensetzung der Schweinemilch werden stark auseinandergehende Mittheilungen gemacht. Henri und Woll kamen bei ihren Untersuchungen zu folgendem Resultat:

Zusammensetzung der Schweinemilch.

in Prozent:	Wasser	Fett	Kasein und Albumin	Milchzucker	Asche
Maximum	82,9	9,5	7,3	6,0	0,8
Minimum	79,5	3,9	5,3	3,1	1,3
Mittel	80,96	7,06	6,20	4,75	1,07

Sieht man das Mittel aus allen bisher veröffentlichten Untersuchungen über die Zusammensetzung der Schweinemilch - es findet über 68 - so findet man als durchschnittlichen Fettgehalt 6,74 Proz. In der oben im Mittel angegebenen täglich produzierten Milchmenge würden daher rund 150 g Fett enthalten sein. Das bedeutet ein sehr gutes Ergebnis, wenn man die Fettmenge mit der von Milchkühen produzierten vergleicht und bedenkt, daß bei der Schweinezüchtung eine einseitige Ausbildung des Uters nicht ins Auge gefaßt wurde. Die mikroskopische Betrachtung der Schweinemilch lehrt, daß die Fettkügelchen sehr klein sind; sie haben nur $\frac{1}{4}$ der Größe der in der Kuhmilch enthaltenen, sind aber dafür in acht Mal größerer Menge vorhanden.

Vorsicht bei Karpfenfütterung. Am 30. März d. J. sprach Dr. Walter-Tradenberg in der diesjährigen Hauptversammlung des Schlesischen Fischereivereins über das Füttern der Karpfen und empfahl Vorsicht dabei. Er habe, so berichtet die „D. Ldw. Pr.“, die Erfahrung gemacht, daß Karpfen infolge von Fütterung mit Fleischmehl an Darmkatarrh erkrankt seien, weil das Fleischmehl nicht hinreichend verdaut worden sei. Auch die Lupinenfütterung habe wahrscheinlich Krankheitserscheinungen bei den Fischen und zwar an den Kiemen hervorgerufen, welche zerlegt und zerstreut wurden. Silfsmittel, um das durch Fütterung herbeigeführte Sterben der Fische zu verhindern, kenne man noch nicht. Die Erkrankung der Karpfen infolge Fleischmehlfütterung beruhe wahrscheinlich auf Leberfressen. Es müsse deshalb dafür gesorgt werden, daß das Fleischmehl in decenterisierter Form gegeben werde. Die Erfahrungen auf dem Gebiete der Karpfenfütterung seien noch lange nicht abgeschlossen. In Tradenberg sollen die Fütterungsversuche in einem größern Aquarium fortgesetzt werden. Auf eine Anregung in der Besprechung konnte Dr. Walter nur rathen, geschrotene, aber niemals zu viel Lupine zu füttern. Beim Quellen der Lupinen treten nicht nur die Giftstoffe aus der Lupine heraus, sondern auch werthvolle Nährstoffe. In Böhmen und Galizien würde deshalb die Lupine zur Karpfenfütterung nicht gequellt, freilich gebe man sie in mäßiger Menge.

Preise für Schlachtvieh in Halle a. S. in der Zeit vom 1. bis 7. Juli 1898.

	Qualität	Alter	Gewicht in Pfd.	Gelegte Preise per Centner Lebendgewicht etc.
Kühe	1.	6jährig	1200-1600	30
	1-2.	8 "	1125-1190	28
	2.	7 "	1050	26
Ferkeln	1a.	3 "	1300	33
	1.	3 "	1134	30
	1.	4 "	1570	30
Bullen	1a.	4 "	1500-1700	36
	1.	8 "	1900-2000	34
	2.	8 "	2100	32
Schweine			300-400	42
			270-300	41
			295	40
Lämmer	1.			28-27
				36-34

Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle a. S., Leipzigerstraße 87.